Zum Problem der homerischen Kunstsprache

Autor(en): **Heubeck, Alfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **38 (1981)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-29563

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

MUSEUM HELVETICUM

Vol. 38 1981 Fasc. 2

Zum Problem der homerischen Kunstsprache

Von Alfred Heubeck, Nürnberg

In den weiten und vielschichtigen Problemkomplex, den man die Homerische Frage zu nennen pflegt, gehört auch die Frage nach der Sprache, der Sprachform, in der die homerischen Gedichte abgefasst sind. Kein Zweifel, dass es sich hier um eine wichtige Frage handelt; denn durch das Medium der Sprache redet der epische Dichter – wie jeder andere Dichter auch – zu uns, und das Verständnis dessen, was der Dichter uns zu sagen hat und sagen will, hängt doch ganz wesentlich von dem Verständnis der äusseren Form ab, in die er sein Reden kleidet.

Während nun die moderne Diskussion um Homer und die homerischen Gedichte bereits auf ein ehrwürdiges Alter von fast 300 Jahren zurückblicken kann – wenn wir hier einmal das antike philologische Bemühen um Homer ausklammern dürfen –, setzt der Versuch, mit der homerischen Sprache deutend fertig zu werden, erst beträchtlich später ein; er ist kaum 100 Jahre alt. Immerhin scheint man in diesem relativ kurzen Zeitraum doch zu einigermassen gesicherten Ergebnissen gekommen zu sein; es hat sich in unserem Jahrhundert allmählich eine Deutung des Phänomens abgezeichnet, die weithin Anklang gefunden hat und fast schon so etwas wie eine communis opinio darstellt. Hier scheinen also die Linien der Forschung zu konvergieren: im Gegensatz zur Höheren Kritik, in deren Bereich – wie man weiss – von einer solchen communis opinio nicht die Rede sein kann.

Lassen Sie mich zu dem, worauf heute der Blick gelenkt werden soll, auf dem Weg eines historischen Rückblicks kommen! Die ältere Forschung, soweit sie auf die homerische Sprache gerichtet war, sah – durchaus richtig und legitim – ihre vornehmliche Aufgabe darin, den uns überlieferten Text, seine Wörter,

* In den folgenden Darlegungen ist – von unwesentlichen Änderungen abgesehen – der Wortlaut des Vortrags beibehalten, den der Vf. am 9. Juli 1980 in Regensburg und am 18. Nov. 1980 in Bern gehalten hat. Um den Vortragscharakter zu wahren, ist auch die Beigabe von Anmerkungen auf das Notwendigste beschränkt, und ebenso ist auf die zusätzliche Nennung einschlägiger Sekundärliteratur so weit als vertretbar verzichtet. Immerhin sollte an dieser Stelle der Hinweis nicht fehlen, dass W. F. Wyatt jr. – wenn auch weitgehend auf anderen Wegen – zu ähnlichen Schlussfolgerungen wie den hier vorgelegten gelangt ist: *Aiolic Reflexes of Labiovelars in Homer,* GRBS 16 (1975) 251–262; *Homer's Linguistic Ancestors,* Ἐπιστ. Ἐπετηρὶς Φιλοσοφικῆς Σχολῆς (Thessalonike) 14 (1975) 131–147.

Formen und syntaktischen Gefüge richtig zu verstehen und zu erklären; sprachwissenschaftliche bzw. sprachhistorische Erwägungen waren dieser älteren Forschung recht fern, wenn sie auch nicht völlig ausserhalb des Blickfeldes liegen; eine ehrenvolle Erwähnung verdient immerhin die Entdeckung des Digamma im Homer durch Richard Bentley bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Im übrigen war es für die Philologen noch weit ins 19. Jahrhundert hinein eine ausgemachte Sache, dass Homer mit der Sprache zu uns rede, die zu seinen Lebzeiten in seiner Heimat, vermutlich im kleinasiatischen Ionien gesprochen worden sei bzw. dass man es sozusagen mit der frühesten uns fassbaren Form des Griechischen zu tun habe.

Die Anregung zu einer differenzierteren Betrachtung des Phänomens kam aus Bereichen, die ausserhalb oder neben der eigentlichen griechischen Philologie lagen: Da war einmal die epigraphische Forschung, durch deren intensive Arbeit eine gewaltige Menge inschriftlichen Materials, und darunter eine ganz beträchtliche Anzahl von Dialektinschriften aus den verschiedensten Gebieten Griechenlands, bekannt geworden war, und zum anderen die aufblühende Wissenschaft der Indogermanistik, durch deren Methoden und Erkenntnisse auch die Erforschung des Griechischen und seiner Geschichte in ganz neue Bahnen gelenkt wurde. Erst jetzt wurde allmählich der Boden bereitet für die Entstehung und Ausbildung einer wissenschaftlichen Dialektologie, und erst jetzt war man in den Stand versetzt, aufgrund eines verbreiterten Wissens und eines geschärften Blickes für sprachliche Phänomene die homerische Sprache mit anderen Augen zu betrachten, als man das bisher getan hatte[1].

Meines Wissens war Ludwig Ahrens[2] der erste, der die bisher unwidersprochen hingenommene Deutung der homerischen Sprache als einer Art Urgriechisch oder als eines Vorläufers des attisch-ionischen Dialekts durch den Hinweis auf eine Erscheinung in Frage stellte, die dem Dialektologen besonders ins Auge fallen musste: dass nämlich in unserem Homertext neben den ionischen Elementen auch eindeutig als aiolisch zu klassifizierende Formen und Wörter zu finden seien, und knapp 40 Jahre später gab dann Gustav Hinrichs eine erste zusammenfassende Darstellung dieser Erscheinung: «De Homericae elocutionis vestigiis Aeolicis» (1875).

Es ist bezeichnend, dass der erste Versuch, die Herkunft der Aiolismen der homerischen Sprache zu erklären, nicht aus den Reihen der Klassischen Philologie, sondern der griechischen Sprachwissenschaft (und Indogermanistik) kommt: ich meine die Untersuchungen von August Fick[3], der seine aufregende

1 Zur Geschichte der Forschung vgl. den instruktiven Überblick, den P. Wathelet in seinem die Ergebnisse der bisherigen Forschung gründlich aufarbeitenden Buch *Les traits éoliens dans la langue de l'épopée grecque* (Roma 1970) 44–56 gegeben hat.

2 *De Graecae linguae dialectis* (Göttingen 1839).

3 *Die homerische Odyssee in ihrer ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt* (Göttingen 1883); *Die Ilias* (Göttingen 1886).

Hypothese in den Rahmen der gleichzeitigen Homerforschung einzuordnen, ja sie ihr nachgerade dienstbar zu machen wusste. Das Wichtigste darf ich wohl als bekannt voraussetzen und mich deshalb auf wenige Bemerkungen beschränken.

Nachdem Adolf Kirchhoff in seinen wegweisenden Untersuchungen zur Odyssee[4] in diesem Epos ältere und jüngere Schichten festgestellt hatte, glaubte Fick diese Ansicht auch durch rein sprachliche Beobachtungen stützen zu können; er gewann den festen Eindruck, dass die von der philologischen Forschung als älter bezeichneten epischen Schichten sich mehr oder minder mühelos in aiolische Dialektform umsetzen liessen, während die sogenannten jüngeren Schichten einer solchen Umsetzung widerstrebten. Und eben dies schien darauf zu deuten, dass der ältere Kern des Epos ursprünglich in aiolischem Dialekt abgefasst und erst später von ionischen Dichtern in deren eigenen Dialekt übersetzt und durch spätere, genuin ionische und in der ionischen Sprachlandschaft entstandene Epenteile erweitert worden sei.

Dass diese These, mit der es – falls sie sich als richtig herausgestellt hätte – möglich gewesen wäre, die traditionelle, auf rein philologische Beobachtungen sich gründende Homeranalyse auf ein festes Fundament zu stellen und sie geradezu mit sprachwissenschaftlichen Mitteln zu beweisen: dass diese These nicht haltbar war, zeigte sich alsbald. Es waren vor allem der Schüler von A. Fick, Friedrich Bechtel[5], sowie Kurt Witte[6], welche die Unmöglichkeit aufzeigten, im homerischen Epos mit Mitteln der Dialektologie Schichten nachzuweisen und klar auszusondern. Eine gewichtige Rolle spielten dabei die sogenannten 'festsitzenden Ionismen' und die 'überschüssigen Aiolismen', d.h.: in den für alt gehaltenen Partien des Epos, die verdächtig waren, ursprünglich in aiolischer Sprache abgefasst gewesen zu sein, gibt es eine Menge von ionischen Formen, die ohne gewaltsame Änderungen des Textes nicht ins Aiolische zurückübersetzt werden können, also 'festsitzenden Ionismen', und umgekehrt zeigen die sogenannten jüngeren Teile des Epos eine Reihe von aiolischen Formen, denen prosodisch gleichwertige ionische Formen gegenüberstehen, so dass es unerklärt bleibt, warum an diesen Stellen die ionischen Dichter aiolisch formuliert haben; das sind eben die 'überschüssigen Aiolismen'.

Immerhin war mit dieser Erkenntnis die Hypothese von Fick nicht völlig aus dem Weg geräumt; sie erfuhr in der Folgezeit, u.a. auch von Bechtel, eine bedeutsame und durchaus einleuchtende Abwandlung, die ihre Wirkung auf die Forschung nicht verfehlte und weithin bis in unsere Tage die Vermutungen über die Entstehung der homerischen Sprache massgeblich beeinflusste und mitprägte. Diese durch Bechtel abgewandelte These besagte in ihrer neuen Form: Vor dem ionischen Heldensang, den wir vor allem aus den Epen Homers

4 *Die homerische Odyssee* (Berlin 1859; 1879).
5 *Die Vokalkontraktion bei Homer* (Halle 1908).
6 *Homeros,* RE 8 (1913) 2213–2247; Glotta 4 (1913) 209–242, bes. 239–241.

kennen, scheint es eine ältere Periode rein aiolischer Heldendichtung gegeben zu haben, und die in der Nachbarschaft der kleinasiatischen Aioler wohnenden Ioner hätten sich durch die Kunstübung ihrer nördlichen Nachbarn zur Schaffung einer eigenen Epik anregen lassen. Dabei hätten diese ionischen Sänger vor allem in einem Frühstadium, aber auch später immer noch in die ionische Diktion ihrer Lieder Elemente eingeflochten, die aus der vorbildhaften aiolischen Heldendichtung stammten: stehende Wendungen vor allem und feste Formeln, besonders dann, wenn sie an bestimmten Versstellen ihren festen Sitz hatten und wenn sie nicht durch prosodisch gleichwertige ionische Formen und Ausdrücke ersetzbar waren. In den homerischen Gedichten liege also eine Art Sprachmischung vor: gewissermassen ein durch einen historischen Vorgang – nämlich die Ablösung des aiolischen durch den ionischen Heldensang – in seiner Entstehung erklärbarer Mischdialekt.

Mit dieser Erklärung der homerischen Sprache tritt dann sehr bald eine andere Deutung in Konkurrenz, die ebenfalls – wenn auch in einer eher statischen Erklärung des Phänomens – mit einer Sprachmischung rechnet. Als einer der späteren Vertreter dieser anderen Auffassung sei hier Georg Finsler zitiert, der sich vor allem an Ulrich von Wilamowitz orientiert hatte: «Das Epos erblühte in der Gegend, in der, wie Wilamowitz gezeigt hat, äolische und ionische Bevölkerung gemischt war, der Gegend von Smyrna, Erythrai, Phokaia und Chios. Gemischt wie das Volk war auch seine Sprache, und daraus erklärt sich die unlösbare Verbindung der äolischen und ionischen Elemente im Homer. Es gab nie ein äolisches Epos, das dann in irgendwelcher Zeit von den Ioniern übernommen worden wäre. Die epische Sprache war von Anfang an gemischt.»[7]

Für diese Erklärung schien vor allem die antike Überlieferung zu sprechen, die den Dichter Homer sehr eng gerade mit Chios und auch mit Smyrna verbindet, also der Stadt, deren Geschichte durch die aiolisch-ionische Rivalität bestimmt ist; wir wissen, dass sie – vielleicht im 9. Jahrhundert von Aiolern aus Kyme begründet – einige Zeit vor 700 von den benachbarten Ionern erobert worden ist. Nun hat sich aber diese auf Anhieb durchaus einleuchtende, weil unkomplizierte Erklärung eines sprachlichen Sachverhaltes nicht allzu lange Zeit halten können: mit Recht, wie wir meinen, da ihr vor allem zwei Beobachtungen widersprechen: eine grundsätzliche und eine spezielle. Soweit wir sehen, gibt es kein Beispiel dafür, dass sich in Griechenland an den Kontaktzonen zweier verschiedener Dialekte so etwas wie ein Mischdialekt entwickelt hätte; der politische Partikularismus der Griechen und ihr Pochen auf staatliche Eigenständigkeit haben sich auch und gerade im sprachlichen Bereich ausgewirkt: Polisgrenzen sind zugleich immer auch Sprach- bzw. Dialektgrenzen. Und die spezielle Beobachtung: Auch und gerade im ionisch-aiolischen Grenzgebiet lassen die epigraphischen Funde nur ganz wenige aiolische Elemente im

7 *Homer* I 1³ (Leipzig 1924) 61.

ionischen Sprachbereich erkennen[8]; als vielzitiertes Beispiel nennen wir hier nur die auf einer (ion.) Inschrift von Chios (Collitz-Bechtel, Samml. Gr. Dialekt-Inschr. 5653, 16. 20) stehende (kurzvokalische) Form der 3. Plur. des Konj. Aor. von πρήσσω, nämlich πρήξοισι, die geradezu eine Kreuzung zwischen ionischen und aiolischen Formen darstellt, indem nämlich der ion. Aoriststamm (aiol. πρᾱξ-) mit einer typisch aiolischen Endung verbunden wird[9]. Aber diese und ähnliche Zwitterformen, wie auch immer sie zu erklären sind, haben mit den homerischen Aiolismen überhaupt nichts zu tun; diese sehen ganz anders aus.

Im Gegensatz zu der eben in Kürze referierten und kritisierten These hat sich, wie schon vorhin angedeutet, die von Bechtel in eine neue Form gebrachte Auffassung Ficks von einer Ablösung eines älteren aiolischen Heldensangs durch eine jüngere ionische Kunstübung weiterhin einer breiten Zustimmung erfreut; immerhin musste sie sich in der Folgezeit einige Modifikationen gefallen lassen. Es stellte sich nämlich heraus, dass eine Aufteilung der homerischen Wörter und Formen unter die Rubriken ionisch und aiolisch nicht ausreichte, um allen Phänomenen gerecht zu werden. Es gab da doch eine Reihe von Ausdrücken im Homertext, die anscheinend weder einem ursprünglichen Ionisch noch dem Aiolischen angehörten und die zum grösseren Teil ihre Entsprechungen in den Dialekten fanden, die man unter der Bezeichnung achaiisch oder südachaiisch zusammenfassen konnte, dem Kyprischen und dem Arkadischen. Als einer der ersten hat wohl der französische Forscher Antoine Meillet[10] auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht, und die von ihm genannten Beispiele sind in der Folgezeit, u.a. von Sir Maurice C. Bowra[11] und dem Holländer Cornelis J. Ruijgh[12] um ein Vielfaches erweitert worden. Die heute noch von einer Reihe von Forschern akzeptierte Deutung dieses sicherlich auffälligen Phänomens stammt in ihren Grundzügen bereits von Meillet selbst. Man nimmt an, dass hinter der aus der Form der homerischen Gedichte erschliessbaren Phase aiolischer Heldendichtung eine noch ältere, am besten achaiisch oder altachaiisch zu nennende Heldendichtung des griechischen Mutterlandes anzusetzen sei, deren Verhältnis zu der vermuteten aiolischen Heldendichtung etwa in der gleichen Weise zu definieren sei wie das der aiolischen zur ionischen Dichtung. Die älteste, wohl in mykenische Zeit zurückreichende griechische Heroenepik habe den Aiolern zum Vorbild für die Schaffung ihrer eigenen Epik gedient; dabei habe man zahlreiche Achaiismen in die eigene dichterische

8 Vgl. F. Bechtel, *Die griech. Dialekte* III (Berlin 1924; Neudruck 1963) 32.

9 Vgl. F. Bechtel, a.O. 217; A. Thumb/A. Scherer, *Handbuch d. griech. Dialekte* II² (Heidelberg 1959) 280.

10 *Aperçu d'une histoire de la langue grecque* (Paris 1913); *Geschichte des Griechischen* (übers. von H. Meltzer, Heidelberg 1920) 184f.

11 C. M. Bowra, Class. Quart. 20 (1926) 168–176; Journ. Hell. Stud. 54 (1934) 54–74.

12 *L'élément achéen dans la langue épique* (Diss. Amsterdam 1957).

Diktion übernommen, und über die Zwischenstation dieser aiolischen Epik seien dann einige dieser Achaiismen schliesslich und endlich auch in die ionische, in die homerische Epik gelangt.

Diese kühne Hypothese, die die bisher angenommene Zweiphasigkeit der Entwicklung der epischen Dichtung und ihrer Sprache um eine weitere Phase nach rückwärts erweiterte, schien nun am Anfang der fünfziger Jahre eine ebenso unerwartete wie schlagende Bestätigung zu erfahren: durch die Entzifferung der aus mykenischer Zeit stammenden Lineartafeln von Pylos, Knossos und Mykene. Offensichtlich stimmte die aus der griechischen Lesung der Tontafeltexte des 13. Jahrhunderts erkennbare frühe Gestalt des Griechischen weitgehend mit der Dialektform überein, die man für den noch ungetrennten Dialekt der Arkader und Kyprier in mykenischer Zeit anzusetzen hatte, und was noch wichtiger ist: Erstaunlich viele gerade der schon bisher als altachaiisch eingestuften Elemente des homerischen Wortschatzes tauchten nun in den mykenischen Tontafeltexten als Bestandteile der damaligen Umgangs- bzw. Verwaltungssprache auf. Ich nenne nur zwei besonders bezeichnende Beispiele: einmal das Wortpaar πτόλις und πτόλεμος; beide Wörter finden sich in unserem Homertext neben den Formen πόλις und πόλεμος, die offensichtlich der ionischen Umgangssprache zur Zeit der homerischen Dichter angehören. Die beiden mit πτ- anlautenden Wortformen sind als Elemente des kyprischen Dialekts wohl bezeugt, und die mykenischen Texte liefern einige Personennamen, in denen eben diese Nomina πτόλεμος und πτόλις als Wortbildungselemente erscheinen. Ähnliches gilt weiterhin für altertümliches ἄναξ, bereits von A. Meillet als Achaiismus des Homertextes eingestuft, das wiederum – in seiner alten Form ϝάναξ – noch im Kyprischen der klassischen Zeit ein durchaus lebendiges Wort darstellt und in den mykenischen Tafeln von Pylos als der Titel des königlichen Herrschers des Landes erscheint.

Unter den geschilderten Umständen schien also eine Gleichsetzung mykenisch = altachaiisch = ur-arkado-kyprisch den Ansatz einer ältesten, noch in mykenische Zeit gehörigen Phase heroischen Dichtens zu stützen und zu bestätigen, das dann auf dem Umweg über die ursprünglich in Nordgriechenland ansässigen und dann nach Kleinasien ausgewanderten Aioler schliesslich zu den Ionern gelangt sei und dabei je eine Umsetzung von der achaiischen in aiolische und von der aiolischen in ionische Sprachform erfahren habe.

Bevor wir zu dieser These Stellung nehmen, sei der Blick auf einen weiteren Versuch gelenkt, die bisherigen Arbeitsergebnisse durch eine nicht unwesentliche Modifikation zu verbessern. Ich meine die Arbeit von Klaus Strunk über «Die sogenannten Aiolismen der homerischen Sprache» (1957), eine Arbeit, die bereits durch ihren Titel erkennen lässt, welche Richtung seine Untersuchungen einschlagen und welchem Ergebnis sie zusteuern. Es ist hier nicht möglich, auf die Fülle der Argumente einzugehen, die Strunk vorbringt; ich will versuchen, an wenigen Beispielen das Wesentliche aufzuzeigen.

Bereits K. Witte und andere hatten darauf aufmerksam gemacht, dass man in der Diskussion um die epische Sprache bisher mit dem Terminus «aiolisch» relativ grosszügig umgegangen war und dass nur ein Teil der für das Aiolische vindizierten Formen als wirkliche und ausschliessliche Aiolismen Anerkennung verdienen, und dass vielmehr viele dieser sogenannten Aiolismen eher als Achaiismen oder einfach als Archaismen der Sprache einzustufen seien. Strunk versucht nun nachzuweisen, dass auch der Rest der bei einer strengen Prüfung übriggebliebenen sogenannten aiolischen Sprachelemente der homerischen Diktion diese Bezeichnung nicht verdiene, und es kann kein Zweifel sein, dass Strunk hier viele Fehlurteile zurechtgerückt hat: So ist der Genitiv der mask. *o*-Stämme auf -οιο, den man – da er z. B. auch den historischen Genitivformen des thessalischen Dialekts auf -οι zugrunde liegt – meist für einen Aiolismus gehalten hat, eben eine altertümliche Form, die sich im Homertext neben den jüngeren Formen auf -ου gehalten hat; den Beweis bilden die gleichlautenden -οιο-Genitive des mykenischen Dialekts. Und nicht anders steht es mit den bekannten homerischen Patronymikon-Bildungen auf -ιος, wie Ἀτρήιος, Νηλήιος und Καπανήιος, die in unserem Homertext in friedlicher Koexistenz neben den typischen und fast ausschliesslich ionischen Bildungen auf -ίδης bzw. -ιάδης stehen. Wiederum sind diese -ιος-Bildungen keineswegs reine Aiolismen; sie stammen – sowohl bei Homer wie in der Aiolis – aus einer älteren Phase der griechischen Sprache, in der diese Bildungsweise der Patronymika die übliche und alleinige gewesen zu sein scheint. Die mykenischen Texte zeigen jedenfalls nur diese Formen: als Sohn eines *Etewoklewēs* trägt ein gewisser *Alektru(w)ōn* das Patronymikon *Etewoklewehios.*

Das Ergebnis seiner Betrachtung formuliert Strunk in Kürze so: «Fast alle sogenannten Äolismen des Epos lassen sich vor allem im Arkado-Kyprischen, aber auch in vielen anderen Mundarten belegen. Sie sind als altgriechisch-mykenische Bestandteile der epischen Sprache anzusehen» (126). Er präzisiert dabei – mit Recht – nicht genauer, wie er sich die Entwicklung vorstellt, ob er also das, was wir vorhin als Drei-Phasen-Theorie bezeichnet haben, durch Eliminierung der mittleren, eben der aiolischen Sprachphase auf eine Zweiphasigkeit reduzieren und somit nur mit einer einzigen Umsetzung epischen Redens, nämlich vom Altachaiischen ins Ionische rechnen oder eher eine kontinuierliche, ungebrochene Linie ansetzen will. Wenn ich ihn recht verstehe, neigt er eher der zweiten Möglichkeit zu: wiederum zu Recht, wie ich meine.

Aber bevor von dieser Frage weiter die Rede sein soll, muss doch ein grundsätzliches Bedenken vorgebracht werden. Strunk spricht mit Recht in der eben zitierten Zusammenfassung von «fast allen sogenannten Äolismen», und in der Tat bleibt selbst bei Anlegung eines strengen Massstabes in unserem Homertext doch eine Reihe von Formen, die eben nicht als Archaismen oder Mykenismen, sondern nur als Aiolismen eingestuft werden können. Ein besonders deutliches Beispiel, an dem sich die Situation vielleicht am besten demon-

strieren lässt, stammt aus dem Bereich der Lautlehre. Es betrifft die Vertretung der ursprünglichen Labiovelare durch Labiale vor *e*-Laut, wie sie sich bei Homer in einem halben Dutzend von Wörtern findet. Wir wissen heute aufgrund der mykenischen Lineartafeln, dass jener seltsame komplexe Verschlusslaut, der Labiovelar, den man als Erbe aus dem urindogermanischen Phonemsystem schon immer für das Urgriechische postuliert hat, noch in mykenischer Zeit gesprochen worden ist und dass die je nach der lautlichen Umgebung in verschiedene Richtungen gehende Umwandlung dieser Labiovelare in die späteren Dentale, Labiale und Gutturale (*kʷis* > τίς, *kʷosos* > πόσος) erst in nachmykenischer Zeit erfolgt sein kann[13]. Diese Umwandlung folgt ganz bestimmten Gesetzen, auf die wir hier nicht im einzelnen einzugehen brauchen; wichtig in unserem Zusammenhang ist nur eines: In fast allen griechischen Dialekten wird aus einem Labiovelar vor folgendem *e*-Laut ein Dental: aus *penkʷe* wird πέντε, aus *kʷēle* «in der Ferne» wird τῆλε usw. Aus dieser gemeinsamen Front schert nur die aiolische Dialektgruppe (mit Thessalisch, Boiotisch und Lesbisch) aus, in der aus dem Labiovelar vor *e*-Laut ein labialer Verschlusslaut wird. Die lesbische Entsprechung zu τῆλε ist πῆλυι, und statt Δελφοί sagen die mutterländischen Aioler Βελφοί. Wenn nun im Homertext die Formen πέλωρος, -ον und -ιος erscheinen, in denen das anlautende π- mit Sicherheit auf einen urgriechischen und noch mykenischen Labiovelar zurückgeht, dann können diese Formen nur aiolisch sein; denn in der direkten Deszendenz vom Mykenisch-Altachaiischen zum Ionischen des 8. Jahrhunderts kann es diese π-Formen zu keiner Zeit gegeben haben. Der Labiovelar wird vor *e* entweder zum *t*-Laut (in allen nichtaiolischen Dialekten) oder zum *p*-Laut (in den aiolischen Dialekten). – So bleibt es dabei: Man muss im Homertext mit dem Vorhandensein aiolischer Formen rechnen, wenn auch ihr Umfang gegenüber früheren Meinungen beträchtlich wird eingeschränkt werden müssen.

Die Frage bleibt also doch im Raum, wie diese Formen in den Homertext gekommen sind. Muss man vielleicht doch annehmen, dass der letzten, der ionischen Phase heroischen Dichtens eine aiolische vorausliege? Bevor wir zu dieser Frage Stellung nehmen, sei innerhalb unseres doxographischen Überblicks über die Forschungsgeschichte der Blick noch einmal zurückgelenkt und von einem Aspekt der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der epischen Sprache berichtet, der in unseren bisherigen Überlegungen noch nicht explizit zur Sprache gekommen ist.

Ziehen wir von dem überlieferten Epentext die immerhin besonders in die Augen fallenden und der Erklärung bedürftigen, aber in ihrem Umfang wohl beträchtlich zu reduzierenden Aiolismen ab, so bleibt doch immer noch des Erstaunlichen und Problematischen genug und übergenug. Wenn wir uns auch hier auf das besonders Auffällige beschränken wollen, dann richtet sich unser

13 Zu den Einzelheiten (und Ausnahmen) vgl. M. Lejeune, *Mémoires de philologie mycénienne* I (Paris 1958) 283–317; Stud. mic. ed egeo-anat. 20 (1979) 53–68.

Blick vor allem auf die Möglichkeit des Dichters bzw. der Dichter, für ein und dasselbe Aussageelement zwei lautlich differenzierte Formen geradezu als beliebige Wechselformen verwenden zu können. Wir dürfen uns wieder auf wenige Beispiele beschränken.

Da ist z. B. das schon in anderem Zusammenhang erwähnte Nebeneinander der genitivischen Formen der mask. *o*-Stämme teils auf -οιο, teils auf -ου; dazu kommt als dritte Form ein in der handschriftlichen Überlieferung verdunkeltes, aber vermutlich vom Dichter gewolltes und gesprochenes -oo. Parallel dazu steht etwa das Nebeneinander der genitivischen Formen der mask. *ā*-Stämme teils auf -āo (Ἀτρεϊδᾱο), teils auf -εω, und zwar meist in Synizese (Πηληιάδεω), oder schliesslich mit vollzogener Kontraktion in ἐυμμελίω. Die Erklärung dieser konkurrierenden Formen, denen sich noch viele andere hinzufügen liessen, liegt auf der Hand und ist schon längst gegeben: Hier stehen ältere neben jüngeren, archaische neben rezenten Formen. Dass es sich bei den -οιο- und -āo-Formen wirklich um Archaismen und nicht um Aiolismen handelt, erhellt allein daraus, dass im Aiolischen die entsprechenden Formen anders lauten: der Genitiv Sg. der *o*-Stämme endet im Lesbischen auf langes offenes -ǭ (ἀελίω) und der der mask. *ā*-Stämme auf -ᾱ (Κρονίδᾱ); dazu kommt, dass diese archaischen Genitive in eben dieser Form auf den mykenischen Tafeln auftauchen (*te-o-jo /thehojjo/*; *su-qo-ta-o /sugʷōtāo/*), also offensichtlich in mykenischer Zeit die Normalformen dargestellt haben.

Worauf es hier besonders ankommt, ist die Tatsache, dass in einem bestimmten Bereich des Sprechens, nämlich in der heroischen Dichtung, überhaupt ältere und jüngere Formen nebeneinanderstehen können. Das ist eine Erscheinung, die in einer gesprochenen Sprache, in einem Dialekt undenkbar ist. In einem Dialekt, der zu irgendeiner Zeit irgendwo gesprochen worden ist, hat man keine Wechselformen der eben vorgeführten Gattung zur Verfügung. Und das heisst nun: Mit rein dialektologischen Beobachtungen und Kriterien lässt sich der homerischen Sprache nicht beikommen; oder noch deutlicher: die homerische Sprache ist kein Dialekt, auch kein Mischdialekt, mag sie auch heute immer noch gelegentlich so bezeichnet werden; sie ist eine Kunstsprache, die nirgendwo und nirgendwann von dem Mann auf der Strasse und auf dem Markt gesprochen worden ist.

Das Verdienst, dieses Faktum als erster klar herausgestellt zu haben, gebührt Kurt Witte[14], und Karl Meister[15] hat dann bald darauf Wittes Beobachtungen auf eine breitere Basis gestellt und zur absoluten Gewissheit erhoben. Beider Auffassung hat dann weiterhin durch die Arbeiten Milman Parrys[16], die

14 Seine Untersuchungen sind jetzt in dem Sammelband: K. Witte, *Zur homerischen Sprache* (Darmstadt 1972), bequem zugänglich; man bedauert nur, dass nicht auch sein Artikel in der RE (s. o. Anm. 6) aufgenommen worden ist.

15 *Die homerische Kunstsprache* (Leipzig 1921; Neudruck 1966).

16 Jetzt gesammelt in: *The Making of Homeric Verse. The Collected Papers of M. Parry*, ed. by Adam Parry (Oxford 1971).

der Formelhaftigkeit der homerischen Sprache gelten, eine zusätzliche Stütze bekommen.

Wie es dazu gekommen ist, dass in einem Text, der im 8. Jahrhundert entstanden ist und in zahllosen Elementen den Sprachstand seiner Entstehungszeit widerspiegelt, auch längst obsolet gewordene Formen stehen können, hat seinerzeit Witte klar formuliert; seine Worte haben noch heute unverminderte Gültigkeit: «Das Metrum hat Formen, die von Natur brauchbar waren und nachdem sie es einmal geworden waren, vor einer Weiterentwicklung möglichst bewahrt ... So ergab sich allmählich eine fester Bestand altbewährter Ausdrücke, die von Generation auf Generation vererbt wurden.»[17]

Wir dürfen dieser Erklärung noch eine Bemerkung hinzufügen: Die Archaismen der homerischen Sprache, von denen K. Witte spricht, verdanken sicherlich ihre Erhaltung über Generationen hinweg weitgehend der Tatsache, dass sie für die mündlichen Dichter ein handsames und bequemes Arbeitsmaterial dargestellt haben. Aber das andere darf nicht übersehen werden: Die Beibehaltung archaischer Formen und die damit verbundene Vermeidung des Zwangs, die unterdessen in der Umgangssprache entstandenen jüngeren Formen durch gewisse Umformulierungen dem heroischen Metrum einzupassen, erfolgt sicherlich nicht ausschliesslich aus Gründen der Bequemlichkeit oder gar der Unfähigkeit, jüngere Formen in die metrisch gebundene Aussage einzuverleiben. In der Tat liess ja, wie wiederum zahlreiche Formulierungen beweisen, auch die Sprachstufe des 8. Jahrhunderts eine Verwendung der jetzt geläufigen Formen im Rahmen des Versus heroicus durchaus zu: teils ohne Schwierigkeiten, teils durch die Anwendung gewisser Kunstgriffe, von denen nachher noch kurz zu reden ist. Und das drängt zu der Vermutung, dass die archaischen Formen der epischen Sprache ihr Weiterexistieren auch einer dichterischen Absicht verdanken, und die kann nur darin gelegen haben, der Sprachform des Epos eine gewisse Altertümlichkeit und damit auch eine gewisse Erhabenheit und Feierlichkeit zu verleihen, die dem mit dieser Sprachform auszusagenden heroischen Inhalt besonders angemessen schienen.

Dass dem so ist, wird geradezu bewiesen durch eine weitere Eigentümlichkeit epischen Sprechens, auf die jetzt mit einigen Worten hinzuweisen ist. Ich meine die mit den echt archaischen Formen konkurrierenden archaisierenden Formen, Formen also, die nicht alt sein können, aber den Eindruck erwecken und offensichtlich auch erwecken sollen, in eine ältere, ehrwürdige Periode der Sprache zu gehören. Man hat oft genug die Grenzlinie zwischen echt archaischen und nur archaisierenden, archaisch wirken sollenden Formen nicht deutlich genug gezogen, und in der Tat ist es in vielen Fällen gar nicht so leicht oder überhaupt nicht möglich, diese Trennung vorzunehmen. Lassen Sie mich hier wenigstens zwei Beispiele nennen, an denen man das Gemeinte verdeutlichen kann!

17 RE 8 (1913) 2213.

In unserem Homertext gibt es eine Menge von Kasusformen auf -φι(ν), die man zumeist als archaische Formen einstuft – wie es den Anschein hat: zu Recht; denn die mykenischen Texte haben jetzt klar vor Augen geführt, dass diese -φι-Formen im Kasussystem des mykenischen Griechisch, und zwar formal und funktional, noch einen festen Platz einnehmen. Allerdings – und das ist in unserem Zusammenhang bedeutsam – fügen sich die homerischen -φι-Formen nur zu einem kleineren Teil morphologisch und funktional-syntaktisch den in einem früheren Stadium des Griechischen geltenden Regeln. Sie sind nicht mehr auf die früher klar umrissene Funktion des Instrumentalis-Separativus (Plural) beschränkt, sondern können promiscue instrumental und separativisch, aber ebenso auch genitivisch, dativisch und lokativisch, ohne oder auch mit Präpositionen verwendet werden, und ausserdem sind sie zum grossen Teil geradezu 'falsch' gebildet. Eine Form wie ἐπ' ἐσχαρόφιν (ε 59 in der Bedeutung «auf dem Herd») ist in jeder Beziehung vom sprachlichen und sprachgeschichtlichen Standpunkt eine Monstrosität[18]. Das kann nur bedeuten, dass die epischen Dichter eine obsolet gewordene und nur in wenigen erstarrten Resten noch erhalten gebliebene Bildungsweise künstlich zu neuem Leben erweckt haben und bei der Neubildung solcher altertümlich wirken sollenden Formen und bei der Zuweisung dieser Formen an bestimmte syntaktische Funktionen einigermassen grosszügig umgegangen sind.

Eine ganz analoge Beobachtung lässt sich zu den bei Homer in zahlreichen Beispielen vertretenen adjektivischen Bildungen mit dem -(ϝ)εντ-Suffix machen, die das reichliche Vorhandensein des im Grundwort steckenden Elementes zum Ausdruck bringen: ἠνεμόεις, σκιόεις, ἰχθυόεις u. v. a. Nun haben wiederum die mykenischen Tafeln gelehrt, dass diese Bildungsweise im frühen Griechisch sich grosser Beliebtheit erfreut hat; auf der anderen Seite sind entsprechende Bildungen – sehen wir von Homer und der durch ihn geprägten oder beeinflussten Diktion ab – in archaischer und klassicher Zeit in der Umgangssprache so gut wie ohne Bedeutung: im Attischen spielt eigentlich nur noch die Bildung χαρίεις eine Rolle. So wird man wieder annehmen dürfen, dass die epischen Dichter eine alte, in der Umgangssprache jedoch im Schwinden begriffene Bildungsweise nicht nur künstlich konserviert, sondern auch zu neuem Leben in der Sprache der Dichtung erweckt haben[19]. Und dass es sich in der Tat um durchaus künstliche Wiederbelebungsversuche handelt, wird wiederum durch die Tatsache nahegelegt, dass die bei Homer vorliegenden -εντ-Adjektiva im Gegensatz zu den durchweg sprachlich einwandfreien Bildungen

18 Die sprachechte Form der mykenischen (und submykenischen) Zeit wäre wohl als **eskharāphi* zu rekonstruieren und besässe die Bedeutung «mit den Herden» bzw. «von den Herden weg», während umgekehrt der Aussageinhalt «auf dem Herd» in der Form **eskharai* (ion.-hom. ἐπ' ἐσχάρῃ) hätte erscheinen müssen.

19 Wesentliche Hinweise bei M. Leumann, *Homerische Wörter* (Basel 1950) 299–302.

der mykenischen Zeit den morphologischen Regeln in vielen Fällen geradezu ins Gesicht schlagen. Formen wie σκιόεις, μητιόεις, ἰχθυόεις, αἱματόεις u.a. sind eben wiederum einfach 'falsch' gebildet. Sie gehören, ebenso wie die -φι-Formen, in den Bereich der artifiziellen Archaismen, und gerade bei ihnen wird deutlich, dass bei ihrer Schaffung neben den gewiss nicht zu übersehenden metrischen Rücksichten die stilistische Intention die Hauptrolle gespielt hat: Die epische Aussage sollte durch die Verwendung altertümlich klingender Formen eine wertsteigernde Patinierung, eine Heraushebung aus der Normalität und Alltäglichkeit erhalten.

Zweier weiterer Eigentümlichkeiten der homerischen Sprache sei hier schliesslich noch kurz gedacht, die ebenso wohlbekannt sind wie die bisher erwähnten. Es handelt sich um Formen, die hinsichtlich ihrer Künstlichkeit bzw. Sprachwidrigkeit mit den eben genannten durchaus vergleichbar sind, aber in ihrer Genese etwas anders erklärt werden müssen. Gemeint sind hier vor allem die metrischen Dehnungen und Zerdehnungen. Formen wie ἀθανάτων statt richtigem ἀθανάτων, Ἀπόλλωνος statt Ἀπόλλωνος verdanken ihre Entstehung eindeutig und ausschliesslich dem metrischen Zwang, der im daktylischen Hexameter keinen Tribrachys und keine antispastische Quantitätenfolge zuliess. – Etwas anders steht es mit den metrischen Zerdehnungen, wie sie in Formen wie ὁράᾳς statt ὁρᾷς, ὁρόωντες statt ὁρῶντες vorliegen; hier nun kann der metrische Zwang nicht die einzige Ursache gewesen sein; denn Formen wie ὁρᾷς und ὁρῶντες, d.h. also Bildungen, die wir der Umgangssprache des Dichters zurechnen dürfen, sind im Hexameter mühelos unterzubringen und dort auch zu finden. Offensichtlich sind die metrisch zerdehnten Formen, die in keinem griechischen Dialekt irgendwann einmal gesprochen worden sind, eben wegen ihrer realen Nichtexistenz in besonderem Masse der poetischen Diktion angemessen und vermochten die Distanz zur gesprochenen Sprache besonders deutlich zu artikulieren.

Auf die zweite Eigentümlichkeit sei nur mit einem Wort verwiesen: Gemeint sind die zahlreichen Neologismen bzw. Autoschediasmata der homerischen Kunstsprache, auf die Manu Leumann in seinem grossartigen Buch über «Homerische Wörter» (1950) aufmerksam gemacht hat, Wörter und Formen also, die in der epischen Tradition durch beabsichtigte oder unbeabsichtigte Umdeutung überlieferter Wendungen entstanden bzw. neugeschaffen worden sind und die mit den bisher genannten Formen oft genug das Merkmal der Künstlichkeit, der Sprachunrichtigkeit und der Unvereinbarkeit mit der Umgangssprache teilen.

Wenn wir nun kurz zurückblicken: Die homerische Sprache ist in reichem Masse und in einer besonders auffallenden Weise durch das Vorhandensein von künstlichen, nicht umgangssprachlichen Formen geprägt: von echten Archaismen ebenso wie von nur archaisierenden Formen, von artifiziellen Bildungen wie von Neologismen verschiedener Art. Die Mehrzahl dieser Formen

verdankt, wie schon anzudeuten war, ihr überreiches Vorhandensein in den Epentexten nicht irgendwelchen natürlich gelaufenen sprachlichen Entwicklungen, sondern einem bewussten Stilprinzip und Stilwillen. Die Dichter heroischer Epen – und das gilt für die lange Kette der vorhomerischen Aoiden ebenso wie für die Dichter der beiden uns allein erhaltenen Epen – verfolgen mit ihnen eine spezifische poetische Intention, und ich denke, man kann diese Intention auch heute noch gut nachempfinden.

Die mythischen Ereignisse und Taten, die der Ependichter seinen Zuhörern vor Augen zaubert, sind von ihm in eine Welt verlegt, die von der Gegenwart nicht nur durch eine lange Spanne Zeit, sondern auch durch ihre ganz anderen Dimensionen deutlich geschieden ist. Es ist eine Welt der Grösse und des Glanzes, vor der die oft genug jammervolle und niedrige Gegenwartswelt des Sängers und seiner Hörer zur Unscheinbarkeit verblassen muss. Es ist das Bild einer idealisierten, unwiederbringlich dahingegangenen Vergangenheit, mit dem die Dichter ihre Hörer für einige Stunden alle Sorgen und Nöte vergessen lassen, sie in andächtiges und bewunderndes Staunen versetzen und ihnen zugleich bedeutsame Normen und Massstäbe für die Gestaltung und Bewältigung ihres eigenen Lebens lebendig werden lassen.

Dass eine solche fiktive Vergangenheitswelt ungebrochener heroischer Grösse und unvorstellbarer Herrlichkeit auch der sprachlichen Verlebendigung in einer Form bedarf, die dem Glanz und zugleich der Ferne dieser Welt angemessen ist, liegt in der Natur der Sache. Tatsächlich dienen dem Ziel der Überhöhung und Idealisierung des dichterischen Aussageinhaltes all die genannten sprachlichen Besonderheiten der epischen Diktion in geradezu vollkommener Weise. Den inneren und äusseren Abstand der Heroenwelt von der Gegenwart signalisieren die in jedem einzelnen Vers zu findenden Abweichungen von der Alltagssprache, seien es nun eigenwillige Wort- und Flexionsformen oder kühne Neubildungen und Autoschediasmata, echte oder künstliche Archaismen. Form und Inhalt stehen in vollkommener Harmonie.

Und nun sei zum Schluss der Blick noch einmal kurz zurückgelenkt zu dem Punkt, von dem wir ausgegangen sind: Es war da die Rede von den sogenannten Aiolismen der homerischen Sprache und von den verschiedenen Versuchen, sie zu deuten und ihnen innerhalb der Genese der epischen Sprache ihren rechten Platz anzuweisen. Nach unseren Überlegungen zum Erscheinungsbild der homerischen Sprache und der Funktion, die dieser Sprache von ihren Trägern zugedacht ist, drängt sich geradezu die Frage auf, ob diesen Aiolismen nicht letztlich ein ähnlicher Stellenwert zukommt wie den eben in Kürze referierten Erscheinungen, die quantitativ in noch viel höherem Masse der epischen Sprache ihr Gepräge geben, als das die Aiolismen tun, und die wir hier etwas gewaltsam mit dem Terminus 'Homerismen' zusammenfassen dürfen.

Bei diesen 'Homerismen' – mag es sich nun um absichtlich bewahrte Archaismen oder artifizielle Bildungen irgendwelcher Provenienz handeln – hat-

ten wir beobachtet, dass sie sehr eng mit dem Metrum zusammenhängen, sei es dass die Beibehaltung alter Formen bzw. die Bildung künstlicher Formen von metrischen Gegebenheiten erzwungen wurde oder dass die Wahl dieser Formen aus Gründen der Bequemlichkeit und der Gewohnheit sich den Dichtern zumindest empfahl. Eine ähnliche Erklärung lässt sich auch wenigstens für einen Teil der Aiolismen machen. Nehmen wir als Beispiel solche Erscheinungen, bei denen man kaum daran wird zweifeln können, dass sie nur als Fremdelemente im ionischen Dialekt und nicht etwa als archaische Formen dieses Dialekts angesehen werden können!

Da ist einmal die nichtionische Modalpartikel κεν, κε bzw. apostrophiertes κ', die dem ionischen ἄν entspricht und am ehesten aus aiolischem Bereich stammt; weiterhin die Infinitivendung -μεναι, die dem Ionischen, das an den entsprechenden Stellen nur -ναι kennt, fremd ist und ihre dialektale Entsprechung einzig im lesbischen Dialekt hat; und schliesslich die Endung -εσσι im Dativ Plural der konsonantischen Stämme, die offensichtlich erst in nachmykenischer Zeit, und zwar im Bereich des Aiolischen, neugeschaffen worden ist und sich von dort ziemlich weit ausgebreitet hat, allerdings niemals in die ionische Umgangssprache gelangt ist. Es ist bezeichnend, dass sich die epischen Dichter die Gelegenheit nicht haben entgehen lassen, sich an solchen Stellen der drei Varianten von κεν zu bedienen, wo das entsprechende ionische ἄν weniger gut unterzubringen war, dass sie einem fremden πόδεσσι den Vorzug gegeben haben vor ion. ποσί, wenn dieses πόδεσσι der aktuellen metrischen Situation besser entsprach, und das gleiche gilt von ἔμμεναι, der lesbischen Konkurrenzform von εἶναι.

Auf der anderen Seite ist wohl nicht daran zu zweifeln, dass die Wahl der je entsprechenden ionischen Formen keinesfalls ausserhalb jeder Möglichkeit gewesen wäre, dass die meisten mit aiolischen Formen ausgestatteten Aussagen auch in rein ionisch-epischer Diktion – mit mehr oder minder einschneidenden Änderungen des Wortlauts und der Wortfolge – hätten erfolgen können, und das bedeutet doch wohl, dass die Wahl aiolischer Formen nur teilweise in der Bequemlichkeit oder in puren metrischen Rücksichten begründet liegt, sondern durchaus auch einer bestimmten dichterischen Absicht folgt. Es liegt nahe anzunehmen, dass diese Absicht mit derjenigen übereinstimmt, die zur reichlichen Verwendung der sogenannten 'Homerismen' geführt hat. Die – sicherlich auch bereits in der vorhomerischen Epik verwendeten – aiolischen Elemente der Dichtersprache, die im vorwiegend ionisch bestimmten Epentext nicht nur fremdartig, sondern oft genug auch altertümlich anmuten mochten, waren wie die 'Homerismen' geeignet, die zeitliche wie die qualitative und die innere Distanz des geschilderten heroischen Geschehens zur Gegenwartsaktualität in augenfälliger Weise zu unterstreichen. Sollten diese Vermutungen richtig sein, dann stünden die Aiolismen morphologisch und poetologisch auf der gleichen Stufe wie die unter dem Terminus Homerismen zusammengefassten echten

und unechten Archaismen, Kunstformen und kühnen Neubildungen, ja sie wären geradezu in diese Homerismen einzuordnen.

Aber auch eine negative Folgerung ergäbe sich aus der hier versuchten Deutung. Wenn nämlich den Dichtern die Möglichkeit und die Absicht zugeschrieben werden darf, zur Erhöhung ihrer Aussage u.a. auch gewisse dialektfremde Elemente in ihre Diktion aufzunehmen, dann werden alle Spekulationen über eine Herleitung der ionischen Heldenepik aus einer ihr zeitlich vorangehenden aiolischen Epik fragwürdig: Spekulationen, die auch aus den verschiedensten anderen Gründen bedenklich stimmen müssen. Einiges sei zumindest stichwortartig angedeutet.

Die Annahme einer wie auch immer erfolgten Umsetzung eines aiolischen in einen ionischen Heldensang impliziert irgendwie eine Dialektmischung, deren Ergebnis in den homerischen Epen vorliege, und arbeitet somit mit Erklärungen, die im Bereich der dialektologischen Forschung ein gewisses Recht besitzen, aber dem Phänomen Kunstsprache nur teilweise gerecht werden können. Dazu kommt, dass von diesem allein aus sprachlichen Spekulationen angesetzten aiolischen Heldenlied nicht die geringste Spur zu finden ist. Nun sei allerdings die Möglichkeit nicht abgestritten, dass in vorhomerischer Zeit z.B. der Held Achilleus in seiner Heimat, dem aiolischen Thessalien, in Liedern besungen worden ist; aber diese Möglichkeit impliziert nicht die schwerwiegenden Schlussfolgerungen, die man aus den homerischen Aiolismen gezogen hat. Und schliesslich ein Letztes: Die Zahl derjenigen sprachlichen Erscheinungen, die nur und nicht anders denn als Aiolismen erklärt werden können, ist letztlich ausserordentlich gering; sie beschränken sich auf einige ganz bestimmte und oft metrisch gebundene Einzelwörter, auf wenige phonetische Erscheinungen und auf einige Bildungsweisen; sie fallen gegenüber den Ionismen und 'Homerismen' nur wenig ins Gewicht. Wenn die Dichter eine Aussage ionisch-episch zu formulieren in der Lage waren, haben sie das in den meisten Fällen auch getan, auch dann, wenn ihnen prosodisch äquivalente aiolische Bildungen zur Verfügung gestanden hätten, und die Zahl der 'festsitzenden Ionismen', die einen Ersatz durch entsprechende aiolische Formen nicht zuliessen, ist beträchtlich.

Und so meine ich: Der unbefangene Leser kann kaum den Eindruck gewinnen, dass die ihm vorliegende Sprachform der homerischen Gedichte ihre Entstehung einer Umfärbung von einem Dialekt in einen anderen verdanke und dass sozusagen die Substratfarbe des Vorgängerdialekts überall noch durchschimmere, sondern dass – wenn wir halbwegs im Bild bleiben wollen – eher einer Grundfarbe (dem Ionischen) hie und da einige wenige belebende Farbtupfer (Aiolismen) nachträglich aufgesetzt worden seien, und zwar nicht erst von Homer, sondern schon von den zahllosen vorhomerischen Dichtern, in deren Tradition er steht.

Das sprachliche Bild, das uns die homerischen Epen bieten, scheint eher das Ergebnis einer kontinuierlichen, über Jahrhunderte sich erstreckenden Ent-

wicklung im gleichen Bereich darzustellen, einer Entwicklung, in der konservative und progressive Tendenzen in einer steten fruchtbaren Wechselwirkung stehen; ich meine, man sollte die Wurzeln des ionischen Epos im frühionischen Bereich suchen. Wann das Epos entstanden ist, braucht hier nicht erörtert zu werden; persönlich meine ich, dass man nicht in mykenische Zeit hinaufgehen sollte; die submykenische Zeit, die 'dunklen' Jahrhunderte scheinen mir wenigstens besser zu passen. Dem widersprechen auch nicht die sogenannten Mykenismen oder Altachaiismen der homerischen Sprache, von denen vorhin die Rede gewesen ist; sie können ohne Schwierigkeiten auch als Ur-Ionismen gedeutet werden, und das um so eher, als wir heute, nach der Entzifferung der mykenischen Texte, die Entwicklung der griechischen Dialekte beträchtlich anders sehen dürfen, als man das noch bis vor kurzem getan hat. Zwar ist man auch hier von einer Communis opinio noch weit entfernt, aber dass die frühe Stufe des Ionischen sehr eng mit den Frühstufen des Arkadischen und Kyprischen in einer südgriechischen Dialektgruppe zusammenzufassen ist, deren Sprachstand in mykenischer Zeit uns heute durch die entzifferten Tafeln einigermassen greifbar geworden ist, und dass das Aiolische offensichtlich erst einer Sonderentwicklung in nachmykenischer Zeit seine Entstehung verdankt und genetisch nahe an die dorisch-nordwestgriechische Dialektgruppe anzuschliessen ist: Das sind neuere Erkenntnisse, die dazu zwingen, nicht nur unsere früheren Vorstellungen von der Genese und Ausbildung der griechischen Dialekte in ganz wesentlichen Punkten zu revidieren, sondern auch die Möglichkeiten der Entstehung der epischen Sprache völlig neu zu durchdenken.

Aber das würde uns in ein anderes, derzeit sehr lebhaft diskutiertes, rein dialektologisches Forschungsfeld führen, das in unserem Zusammenhang wohl in Kürze angesprochen werden sollte, aber nicht unbedingt in extenso in unsere Frage einbezogen zu werden braucht.